

1973

NIKLAUS MEIENBERG

Wohnwagenhausen – eine Wochenendgesellschaft am Rhein

Frühe siebziger Jahre: niemals vorher oder nachher hat bei der normalverbrauchenden Gesamtbevölkerung soviel Aufklärungsbedarf geherrscht. Noch war der kleinbürgerliche Verblendungszusammen total, und nicht allein mit der ihn auszeichnenden kulturkritischen Verve, sondern überdies mit wahrhaft abgrundtiefem Mitleid knüpft sich der St. Galler Niklaus Meienberg (1940–1993) die Opfer vor.

WAGENHAUSEN BEI STEIN AM RHEIN. Vier Hektaren Wiesland, leicht abfallend von der Landstraße zum Rhein hinunter, links und rechts begrenzt von zwei Bächen. Oben beim Haupteingang eine Schweizer Fahne im Sonntagmorgenwind, die erste von ungezählten Schweizer Fahnen auf diesem Gelände. Drei Ellen gute Bannerseide. Dann gleich links der erste Wohnwagen mit angebauter Gartenlaube. Hin und wieder ein Apfelbäumchen, barmherzige Natur, aber insgesamt mehr Wohnwagen als Bäume. Eine Barriere, die nachts geschlossen wird, auch in den Landesfarben gehalten. Immer mehr Wohnwagen mit Vorzelten, Anbauten, Überdachungen, Verzierungen. Familien beim Aperitif in Gärtchen, die peinlich streng eingefriedet sind. Erinnerungen an Lebewesen, die ihr Territorium mit Duftmarken abstecken. Die Wohnwagen haben etwa fünf Meter Abstand vom Nachbarn, vielleicht sechs Meter. Der Rasen akkurat geschoren in der englischen Manier. Kein Papierchen am Boden, aber hochglanzpolierte Autos in den knapp bemessenen Gärtchen. Wie Haustiere lagern die Autos in den Gärtlein, die Kargheit der Häuslein wird durch die glänzende Autopracht eklatant. Grillierende Familienväter in kurzen Hosen. Auch recht viele Gartenzwerge, die fast immer lachen. Eine wunderbare Gartenzwergvermehrung den Abhang hinunter. Die Räder bei manchem Wohnwagen schamhaft verdeckt: seßhaft gewordene Wagen. Hufeisen und Rehgeweihe an den Wänden, Hollywoodschaukeln in den Gärtchen-Gärtlein-Gärtli, Geranien von Autopneus eingefasst, Rosenrabatten und manchmal ein Staubsauger zum Auslüften vor die Tür gestellt. Lockenwickler in den Haaren mancher Frau, überall Dackel und Kanarienvögel. Und alles so eng aufeinander, auf vier Hektaren 250 Behausungen, in der Hochsaison vielleicht tausend Menschen. Und gerade

deshalb keine Gleichheit, sondern jedes Eigenheim scharf individuell tätowiert und unverwechselbar gemacht, hier eine Klosettschüssel vor dem Haus, worin Geranien blühen, dort eine elektrifizierte Sturmlaterne oder eine verschnörkelte Inschrift an der Wand: »Die Leute sagen immer/die Zeiten werden schlimmer/ich sage aber nein/denn es trifft viel besser ein/die Zeiten bleiben immer/nur die Leute werden schlimmer.« Auch die Straßen und Wege dieser Puppenstadt haben ihre Individualität: Bahnhofstraße, Am Wasser, Hohenklingensteig; es sind richtige Straßenschilder, die in der Außenwelt gestohlen wurden. Unten am Rhein die Bootsstege. Nach soviel Miniatur an Land erwartet man auch auf dem Wasser ein paar Diminutivbötlein. Aber nein, es gibt richtige Flußkreuzer, größer als die Häuslein an Land, und normale Außenbordmotoren. Planschende Kinder im Wasser, Hundegebell und ein Duft von gebratenem Fleisch. Manchmal fährt ein Dampfer langsam den Rhein hinauf, der Reiseführer erklärt über den Lautsprecher die Gegend: »Hier haben wir den schönstegelegenen und saubersten Wohnwagenplatz im Bodenseegebiet.« Die Leute auf dem Platz freuen sich.

Herr Näf freut sich auch. Herr Näf ist das Scharnier zwischen Außenwelt und Innenwelt, der Besitzer dieser vier dichtbesiedelten Hektaren. Zugleich eingewurzelt in der alten Gemeinde Wagenhausen, wo er im Gemeinderat sitzt (Abteilung Flurkommission), und Monarch im neuen Dorf Wohnwagenhausen. Das alte Dorf hat etwa 500 Einwohner, das neue Dorf doppelt soviel, wenigstens übers Wochenende und in der Hochsaison. Herr Näf hat die vier Hektaren nach und nach zusammengestoppelt und seinen Besitz in listiger Kleinarbeit all die Jahre hindurch abgerundet. Von Beruf ursprünglich Metzger, hat er vor fünfzehn Jahren zuerst eine

Tankstelle an der Straße droben gebaut, hat dann einen kleinen Zeltplatz eröffnet, hat seinen Besitz ölfleckenartig zum Rhein hinunter ausgedehnt. Die Bauern hätten ihm das Land von sich aus angetragen, sagt er. Was er nicht kaufen konnte, hat er von der Gemeinde gepachtet. Mitten im Platz steht ein Bunker, hübsch unter Sträuchern versteckt, aber früher im weiten Umkreis von Stacheldraht umgeben. Da ging Näf einmal nach Bern zum Oberst von Wattenwyl, den er aus dem Aktivdienst kannte, und bat ihn, seinen Einfluß geltend zu machen. Der Stacheldraht ist dann bald verschwunden. Herr Näf hat viel auf dem Platz investiert, hat ein Restaurant gebaut und zwei Toilettentrakte, hat eine Kläranlage improvisiert und am Ufer eine Verbauung errichtet, so daß auch bei Hochwasser die Rheinanstößer nicht mehr überschwemmt werden. Manchmal kommt ein Regierungsrat auf den Platz und kontrolliert, ob alles mit rechten Dingen zugeht, ob die Natur genügend geschützt wird und ob der Status des Campingplatzes auch nicht verletzt wird. Offiziell handelt es sich immer noch um einen Campingplatz, obwohl nur noch ganz wenige Zelte da sind und die meisten Wohnwagen vom April bis zum Oktober ihren festen Platz haben, manche auch den Winter hindurch. Aber solange keine Fundamente gelegt und keine Dächer mit Ziegeln gedeckt werden, bleibt es ein Campingplatz, müssen keine Baubewilligungen eingeholt werden. Herr Näf dringt darauf, dass die Häuslein einstöckig bleiben und eine gewisse Höhen- und Breitennorm respektiert wird. Es gibt nämlich auch Häuslein auf dem Platz, die sich selbständig gemacht haben und nicht mehr bloß Wohnwagenanbau sind.

Herr Näf liefert nicht nur die Infrastruktur, sondern auch den gedanklichen Überbau für seine Kolonie. »Wenn es die großen Städte längst nicht mehr gibt, wenn Zürich im nächsten Krieg untergegangen ist, so wird man hier immer noch leben können«, sagt er. Von diesen Städten wird bleiben: der durch sie hindurchging, der Wind. Wenn es in den Städten immer unmenschlicher wird, haben wir in Wagenhausen immer mehr Menschlichkeit. Irgendwo muss der einfache Mann das Gefühl haben, etwas Eigenes zu besitzen, muß er seine privaten Blumen und seinen Garten haben. Ein eigenes Ferienhaus mit Seeanstöß oder Alpenblick kann nicht jeder haben, der Boden ist zu knapp und zu teuer, und die individuellen Verbauungen zersiedeln die Landschaft weit mehr als eine dichtgedrängte Wohnwagenkolonie. Wenn man also dem einfachen Mann etwas bieten will, den Arbeitern und Angestellten, dann ist die Kolonie von Wagenhausen die beste Lösung. Die Leute zahlen zwischen 400 und 800 Franken für ihren Standplatz vom April bis zum

Oktober, das macht für Herrn Näf etwa 120 000 Franken im Jahr. Allerdings, er hätte noch mehr profitieren können, wenn er den Platz als Bauland verkauft hätte. Der Verkauf hätte ihm aber nicht dieselbe seelische Befriedigung gebracht wie seine Gouverneurstätigkeit in der Kolonie. Herr Näf beklagt sich über die Umweltschützer, die seine Kolonie verwünschen und den privaten Grundbesitz an Bodensee und Rhein natürlich finden. Sein Platz ist am Rhein nicht abgesperrt, er hat im Gegenteil noch einen Uferweg für die Öffentlichkeit gebaut. Abfallprobleme gibt es auch nicht, die Leute bringen ihren Kehricht jeden Tag selbst in Plastiksäcken zu den zwei Sammelplätzen. Herr Näf reibt sich auf für seine Gäste, hat vor zwei Jahren den ersten Gehirnschlag erlitten. Er ist wie ein Vater zu ihnen: streng, aber gerecht. Die gleichmäßige Strenge des Herrn Näf ist wie ein Schmelztiegel, wo Klassenunterschiede eingeschmolzen werden. Seinen Anordnungen ist unbedingt Folge zu leisten. Vor allem die Reinlichkeit ist zu beachten, die allgemeine Hygiene, dann die Einhaltung der Nachtruhe von 22 bis 7 Uhr und die Mittagsstille von 12 bis 14 Uhr. Herr Näf patrouilliert als Nachtwächter auf seinem Areal, klopft unerbittlich auch bei reichen und befreundeten Gästen an die Fenster, wenn die Zimmerlautstärke nicht respektiert wird. Geld verschafft in dieser Hinsicht keine Privilegien. Die Leute sehnen sich danach, gleich behandelt zu werden wie der Nachbar, sie streben nach Gleichheit und Brüderlichkeit, weil sie im Leben draußen nur Ungleichheit und Rücksichtslosigkeit erfahren haben. »Ist das nicht schön?« sagt Herr Näf.

Auf der Ufermauer sitzt Herr Kaspar, von Beruf Magaziner und Chauffeur, aber hier vor allem anwesend als Mensch, und beaufsichtigt die Kinder im Wasser. Manchmal ertrinkt eins, aber das kommt überall vor. Herr Kaspar sagt, daß man hier keinem Menschen den Direktor oder Akademiker anmerke, jeder sei hier ganz einfach, aber auch nicht übertrieben leutselig. Eine große Hilfsbereitschaft sei zu erleben, gegenseitige Hilfe beim Legen von Wasserleitungen, wenn ein neuer Wohnwagen angeschlossen werde, und überhaupt jede Art von Handreichung. Herr Kaspar hat in der Kolonie einen zweiten Haushalt, der Wagen ist seit acht Jahren fest auf dem Platz, jedes Wochenende vom März bis in den Oktober hinein verbringt Familie Kaspar in Wagenhausen, bei jedem Wetter, daneben machen sie auch noch Ferien an andern Orten. Am ersten August war hier wunderbar bekränzt, sagt er, Las Vegas war ein Dreck dagegen. Wo soll eine Familie mit vier Kindern heute noch gemeinsame Ferien machen? Hier ist ein kinderfreundlicher und billiger Platz, und die Leute sind nicht eingebildet. Zu Hause hat er

eine Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung, hat mit den Leuten im Haus kaum Kontakt, obwohl er schon jahrelang am gleichen Ort wohnt. Am Sonntagabend freut er sich schon wieder auf den nächsten Samstag, er lebt mit Pausen von Wochenende zu Wochenende. Hier im Wohnwagen besorgt er alle Küchenarbeiten, während die Frau Ordnung macht. Man kann hier fischen, Pilze sammeln und Velotouren machen, auch sehr schöne Wanderungen. Für die besseren Leute sei es auch schön, hier auf dem Platz mit einfachen Büzern zu verkehren. Oder was meinst du, Johnny, sagt er zu einem älteren Herrn mit Kapitänsmütze, unter der Mütze ein nachdenkliches Eulengesicht.

Wie es der Zufall so bringt, ist Johnny im Berufsleben bei der Polizei tätig, in Zürich als Kripowachtmeister, Wachtmeister Kindlimann für die Verbrecher. Aber in Wagenhausen ist er als Mensch, hier ist er der Johnny. Über den Beruf mag er hier nicht sprechen, obwohl er auch dort immer versuche, Mensch zu sein. Über Johnny wird manches gemunkelt, er will nämlich nicht verraten, was genau er bei der Polizei zu tun hat. Manche sagen, er sei Chef oder Sous-Chef der Sittenpolizei, andere behaupten, er leite den Spezialdienst an der Stampfenbachstraße, so eine Art politische Polizei, und sei ein ganz Hoher. In der Kolonie ist er Spezialist für Händöpfelsalat, den er überall rüstet, wo man ihn braucht. Auch Pilzgerichte kocht er vorzüglich, während es andern gegeben ist, die giftigen von den ungiftigen Pilzen zu unterscheiden. Johnny sagt: »Bei den eingesessenen Leuten in Alt-Wagenhausen hat es anfänglich saure Reaktionen gegeben, als sich die ersten Wohnwagen installierten, die Bauern im Dorf meinten, es seien Vaganten, merkten aber bald, daß es sich um anständige Menschen handelte.« Johnny hat seinen Wohnwagen als Occasion gekauft für 3000 Franken, dazu ein Stoffvorzelt für 2000 Franken. Johnny mußte »tüüf unedure« in den dreißiger Jahren, als er noch Koch war mit einem Monatslohn von 80 Franken; damals gab es keine Ferien, den bescheidenen Wohlstand und die Muße heute schätzt er darum besonders; er ist mit Staat und Gesellschaft ganz zufrieden. Der Vater war Eisenbahner, Grütljaner, das heißt kämpferischer Sozialdemokrat vor dem Ersten Weltkrieg, trotzdem aber guter Schweizer, und habe keiner fremden Ideologie angehangen. Wenn er es noch hätte erleben können, zu welchem Wohlstand die einfachen Leute es heute gebracht haben, wenn er die Wochenendresidenzen hier unten hätte sehen können: dann hätte sein Vater gesehen, daß er als Sozialdemokrat nicht vergeblich kämpfte, daß seine sozialdemokratischen Wunschträume Wirklichkeit geworden sind. Schade, daß der Vater es nicht mehr erleben konnte.

Johnny, seine Frau (eine Buchhalterin) und ihr Ferienbub haben jetzt Hunger, laden mich zu Risotto und Pilzen. An Blumenrabatten und rasenmähenden Vätern vorbei führt der Weg zu Kindlimanns Wohnwagen. Ein bescheidener Einachser, mobiles Gartenhäuschen mit ein wenig Komfort, Kühlschrank, Waschtrog, gemütliche Ecke, Herrgottswinkel, Kleiderschrank, Bettstatt, alles in einem Raum. Eine Vergrößerung wurde erzielt durch den Anbau des Vorzeltes. Kindlimanns gehören zu den wenigen Leuten, die noch kein Fernsehen haben. Gerade genügend Platz, um sich einmal umzudrehen, auch ziemlich niedere Decke. Im Garten neben dem Auto wird gegessen, Klapptisch mit Chromhintergrund. Autos könnte man zwar auch oben auf dem Parkplatz stehen lassen, aber so ein Auto hat für Johnny eine andere Bedeutung als für die Jungen, er kann sich noch erinnern, wie er 1960 das Geld fünf- und zehnfrankenweise gespart hat, um seinen ersten VW zu kaufen. Es war ein grüner mit rotem Polster. Jetzt hat er einen hübschen japanischen Wagen, wenn ich mich recht erinnere. Das Pilzgericht wird gelobt, ist auch ganz trefflich gelungen. Die Sortier-Equipe hat alle giftigen Pilze eliminiert. Sobald im Tischgespräch eine Spur von Kontroverse aufblitzt, wird die Diskussion abgebogen. Man will den Frieden haben hier im Grünen, nebst der guten Luft und der Ruhe, die eine ewige ist, so andauernd penetrant still bleibt es hier. Die Leute sind ja mit dem festen Vorsatz gekommen, einen Kontrast zum normalen Leben zu finden, und den suchen sie angespannt, manchmal fast krampfhaft.

Ein Freund taucht auf, Herr Husistein aus Neuhausen, der große Sportler. Es gibt ständig Einladungen, hinüber und herüber, man bittet in die gute Stube oder ins gepflegte Gärtlein. Dabei wolle man aber nicht protzen oder hervorstechen mit einer besonders schönen Einrichtung; Protze würden nicht geduldet; wenn einer die andern mit seiner teuren Ausstattung übertrumpfen will oder mehr sein will als die andern, so wird er vom Platz geekelt, wie das auch schon vorgekommen ist. Es gibt eine demokratische Norm und ein Mittelmaß in dieser überschaubaren Gemeinschaft (manche sagen: in dieser Familie), man kann sich nicht darum foutieren. »Eine gute Charakterschulung«, nennt Herr Husistein das. Als Belohnung für die Rücksichtnahme die schöne Hilfsbereitschaft der andern, der Fernstechniker richtet die Gemeinschaftsantenne ein, der Automechaniker repariert kleine Defekte, der Elektriker zieht Leitungen. Die Arbeitskraft wird nicht verkauft wie im gewöhnlichen Leben, sondern gegen eine andere ausgetauscht oder einfach aus Freundschaft angeboten. Da hat ein Arbeiter zum Beispiel ein Schiff, das ihm auf dem Bodensee abgesoffen ist, nachdem er die Er-

sparnisse darin investiert hat. Herr Husistein hat sich um die Bergung bemüht und als gelernter Schreiner das Schiff wieder flottgemacht, ringsum war große Freude. »Soll ich etwa nach Spanien in die Ferien, zu Franco, dem Verbrecher, wenn ich es hier schön und freundlich haben kann?« sagt Husistein und lädt uns zum schwarzen Kaffee ein. Hier ist er glücklich, nur vielleicht die Erotik ist vernachlässigt, wo so viele Leute aufeinander leben und dabei die Wohlanständigkeit pflegen müssen (oder wollen?). Husistein bringt das auf die kurze Formel: »Wenn ich ein Eunuch wäre, würde ich Vielweiberei betreiben.«

Von Husisteins weiter zu Kramers, eine Feier aus Anlaß des 51. Geburtstags von Hauswart Kramer. Bei Herrn Kramers Behausung ist nicht einmal ein Anschein der Mobilität mehr vorhanden, kein stillstehender Wohnwagen, sondern ein putziges Gartenhäuschen, komplett mit der ganzen Einrichtung für 27 000 Franken gebaut. Man könnte das Häuslein zwar in kürzester Zeit abrechen, das ist Vorschrift, aber an Abbruch denkt niemand. Auch bei Kramer der Wille zur Ruhe, politische Diskussionen auf gar keinen Fall, höchstens »wenn so ein paar Flegel ein Botschaftsgebäude besetzen, dann reden wir natürlich darüber«. Kramer kommt von sich aus plötzlich auf »den Gruppensex« zu sprechen, den es hier selbstverständlich nicht gebe. Dafür gibt es Witze, die auf erotische Verklemmung und Abtötung deuten, völlig unlustige Witze, ziemlich traurig. Eine Flasche Wein wird geöffnet, die hat Kramer zum letzten Geburtstag geschenkt bekommen, vier Fremdarbeiter, denen er zu Hause ein Lokal zum Musizieren überlassen hat, wollten ihm eine Freude machen. Zum letzten Geburtstag wurde ihm vor seinem Häuschen ein Ständchen vom Männerchor Albisrieden dargebracht, »Die alten Straßen noch«, haben sie gesungen. Getrunken wird anscheinend ziemlich viel in der Kolonie Wagenhausen, auch kräftig gefressen, Johnny ist schon wieder unterwegs für einen neuen Händöpfelsalat. Zur Feier erscheinen auch ein Rasenmähervertreter und ein Bauführer. Die vierzig Arbeiter, die er »unter sich hat«, wie seine Frau sagt, und die er »in den Fingern haben muß«, haben vorzeitige Ermüdungserscheinungen bewirkt; er ist erst fünfunddreißig Jahre alt und doch schon sehr überreizt, hat einen schlechten Schlaf, dirigiert die Arbeiter noch im Schlaf herum. Jetzt sitzt er zum Ausgleich oft still am Rhein und schaut aufs Wasser.

Vom Tonband unaufhörlich Musik, ein Schlager-Potpourri. Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit. Vor dem Nachbarhaus die Halbwüchsigen, in Mickymaus-Heftchen vertieft, ganz absorbiert. Dieses bandwurmartige Potpourri taucht alles in Melancholie, obwohl die Leute aufgeräumt

sind. Freut euch des Lebens, ein Befehl. Aufgeräumt wie die reinlichen Gärtchen, die sauberen Wege. Nicht die kleinste Unordentlichkeit. Woher kommt angesichts des stillvergnügten Lebens plötzlich der Eindruck, es stünden da nicht Wohnwagen, sondern lauter kleine Mausoleen und Totendenkmäler auf dem Gelände, Totenhäuslein wie auf alten französischen Friedhöfen? Vielleicht kommt das von der weißen Farbe. Und die stille Hoffnungslosigkeit, welche durch alle Ritzen dieser Ordnung dringt, sie ist nicht auf diesem entrückten Hang gewachsen, sie grüßt herüber aus der Arbeitswelt, der man wieder einmal für zwei Tage entkommen ist. »Weg aus dem Zeug« heißt der Refrain, fort aus der verdreckten Stadt, fort aus der Vereinzelung, hinein in die Solidarität beim Mäuerchenbauen, Rasenmähen, Aufräumen. Am Samstag fängt das Leben an, am Montagmorgen hört es auf. Melancholie, weil alles so definitiv ist, weil man sich dauernd in der Wochenendkompensation einrichten muß, die Eigenheimchen sehen so unverrückbar aus, früher zog man sie mit dem Auto noch über die Straßen, wechselte den Platz, aber bei dem heutigen Verkehr ist das den meisten vergangen. Jetzt ist man seßhaft geworden, der Horizont hat sich geschlossen, viel Neues wird sich nicht mehr ereignen. Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit.

Ein Tagesablauf in der Kolonie. Späte Tagwacht, kein Lärm weckt die Schläfer. Sich erheben, ein bisschen Ordnung machen, Rasen mähen, Boden wischen, spazieren, sinnieren, grillieren, schwatzen, fernsehen, aus. Es gibt sehr wenige junge Leute, denen dieser Rhythmus paßt, kaum ein Paar unter dreißig auf dem Platz. Der Hauptharst zwischen vierzig und sechzig, aber auch siebzehnjährige Witwen, die hier mehr Anschluß finden als im Wohnblock. Halbwüchsige, die mit ihren Eltern hier sind und am Strand unten ihre eigene Gruppe bilden, auch nachts bis um 11 Uhr im Jugendkeller von Stein am Rhein bleiben können. Früher gab es am Sonntag einen protestantischen Feldgottesdienst in der Natur, das hat jetzt aufgehört. Was die Jungen wohl am meisten stört: daß die Alten nicht richtig ausspannen können oder auf eine angespannte Art ausspannen. Immer wieder hört man von älteren Leuten, die im Garten »krampfen«, die einen »Krampf« hatten mit ihrem Blumenbeet und dafür auch wünschen, daß ihre Blumen geschützt werden; daher vielleicht die Sehnsucht nach Einfriedigungen. Oder die ständige Betriebsamkeit, ständig »läuft« etwas. Einfach gammeln, das gibt es nicht, das ist für die Moral nicht gut, und Ausschweifungen sind verpönt, außer die vom kleinbürgerlichen Moralkodex stillschweigend akzeptierten, Räusche werden toleriert; die Toilettenfrau weiß etwas davon zu erzählen, weil sie nämlich die verschmutzten Toiletten rei-

nigen muß. Die Toilettenfrau sagt: »Im ganzen Lager gibt es nicht einen einzigen Wohnwagen, wo man sagen könnte: Da sind zwei drin, die nicht zusammengehören. Da ist Herr Näf sehr streng. Wenn einer hierherkommt, um etwas zu erleben, der rennt sich die Nase ein, da spielt sich nichts ab.« Ledige unter sechzehn Jahren dürfen das Restaurant auf dem Platz nicht allein besuchen, sagt die Toilettenfrau. Junge Mädchen, die vorübergehend von ihren Eltern allein auf dem Platz gelassen werden, sind der Obhut des Herrn Näf empfohlen, der sie denn auch nachdrücklich in seinen Schutz nimmt. Wenn sie etwa Flausen hätten, schickt Näf sie vom Platz. Noch nie hat sich jemand seinen Anordnungen widersetzt; Herr Näf hat eine absolute Autorität. Der Chef ist wie ein Vater für alle. Es ist ein friedlicher, familiärer Platz, von hinten bis vorn. Die Toilettenfrau wird von den Leuten verwöhnt, kaum ein Aufrichtfest eines Wohnwagens geht vorbei, ohne daß sie eingeladen wird. Obwohl sie Deutsche sei, habe man sie nach anfänglichem Zögern gut aufgenommen. Vom Chef werde sie »gehalten wie ein Eigenes«. »Wo gibt es das im normalen Leben, daß eine Toilettenfrau von ihren Kunden eingeladen wird«, sagt sie. Die Tochter kommt mit ihrem Mann zu Besuch, der verfolgt ab 1 Uhr nachmittags das Nürburgring-Rennen am Fernsehen, während ringsum die Autos poliert werden. Vom nahen Schießstand knallt es lustig durch die Natur. Herr Näf hat das jährliche Kleinkaliberschießen für die Bewohner der Kolonie organisiert. Die Frauen machen begeistert mit, an vielen Brüsten sieht man ein Schützenabzeichen baumeln. Die Gleichberechtigung am Gewehr ist in Wagenhausen eingeführt, auch in den Wohnwagen funktioniert sie besser als zu Hause.

»Nach der Pensionierung werde ich die meiste Zeit hier unten verbringen, in der gesunden Luft am Rhein«, sagt der Werkmeister Schäfer aus Oerlikon, von dessen Balkon aus man die Lärchen, Weiden, Buchen, Tannen schön vor Augen hat. Der Balkoneffekt entsteht, weil der Vorplatz auf einer Anhöhe liegt. Man sieht auch die Schwäne und Möwen am Rhein von hier aus sehr deutlich, und gegenüber die Reberge. Herr Schäfer und seine Frau, beide ihrer Firma seit je vierzig Jahren treu und kurz vor der Pensionierung stehend, gehen einen Schritt weiter als die Wochenendurlauber oder die Ferienaufenthalter in Neu-Wagenhausen, sie denken daran, hier ihre Hauptresidenz aufzuschlagen. Sie finden die Gegend hier schöner als in Oerlikon, auch billiger. Sie zählen auf, was man hier treiben kann. Den silbergrauen Fischreihern zuschauen, die majestätisch lauernd auf den Bäumen hocken. Den Schiffen zuschauen, die majestätisch den Rhein befahren. Beeren suchen im Wald. Die Ruhe genießen, kei-

ne lauten Radios, keine herumkrähenden Kinder, obwohl man die Kinder hier gern hat, sind doch alle wohlgezogen, sauber, hinterlassen keine Unordnung. Schiffchen fahren, gratis, weil sie einen Freund haben, der Aktien bei der Rheinschiffahrtsgesellschaft hat, der schenkt ihnen Abonnements. Gute Beziehungen zu den Nachbarn haben, die alle ungefähr gleich sind, denn »geistig Minderbemittelte können wir hier nicht brauchen«. Sich in die Hollywoodschaukel setzen und schaukelnd die Landschaft genießen. Mit dem Staubsauger saugen, im Backofen backen, die Bechergarnitur abstauben, die Stofftierlein auf den Schränken in Reih und Glied rücken, sechs Fernsehprogramme sich leisten. Die Vorhänge ziehen und ruhig schlafen. Am Samstag- und Sonntagmorgen die frischen Gipfeli; Herr Näf karrt sie aus Diessenhofen heran. Große Einladungen und Pouletbratereien für Dutzende von Gästen. Und im kleinen Umfang Gartenbau betreiben. Die Schäfers brauchen keine Platzmiete zu bezahlen, weil Frau Schäfer Herrn Näf unentgeltlich die Buchhaltung besorgt.

Seit die Frau regelmäßig nach Wagenhausen kommt, hat sie kaum mehr mit dem Herzen zu tun, hat keine Krämpfe mehr in der bekömmlichen Luft. Auch Herr Schäfer hofft auf eine endgültige Ruhe hier unten, denn auch er hat »einen Haufen Arbeiter unter sich gehabt«, das ging nicht spurlos an diesem Werkmeister vorbei. Im Garten wartet der Opel Kapitän, mit dem sie zwischen Oerlikon und Wagenhausen pendeln. So ist für alles gesorgt, nur wenn Herr Näf stirbt, wird die Lage schwierig. Alles hier unten ruht auf den Schultern von Herrn Näf, eine Pyramide, die auf dem Kopf steht. Er kann wegsterben oder den Platz verkaufen, einen langfristigen Vertrag haben die Mieter nicht. Vielleicht gibt es auch plötzlich größere Schwierigkeiten mit den Behörden, wer weiß. Jedenfalls eine breite Basis hat Wagenhausen vorläufig nicht. Deshalb reden einige Mieter von der Genossenschaft, die jetzt zu gründen wäre. Aber wie soll man die Monarchie in eine Demokratie verwandeln, ohne daß die künstliche Ruhe kaputtgeht? Da müßte plötzlich heftig diskutiert werden, die Gegensätze könnten aufeinanderprallen wie im gewöhnlichen Leben, man wäre nicht mehr in Watte verpackt, und der Reiz von Wagenhausen schmelze dahin. Wagenhausen wäre keine Gegenwelt mehr.

Man zögert bei jedem ironischen Wort, das man über Wagenhausen sagt, und doch kann man nicht anders. Man zögert, weil man das abgeschirmte Wochenendglück und Ferienglück der Leute am Rhein nicht verletzen möchte und weil die Leute hier erst richtig leben und den alten Menschen abstreifen können, weil viele hier zum erstenmal einen Anflug von Brüderlichkeit erleben, zum Beispiel auch physisch und

mental behinderte Kinder, die man besonders gut aufnimmt. Und man kann nicht anders als bitter ironisch werden, weil sich die Brüderlichkeit auf einen Feriennationalpark beschränken muß, weil alle Sehnsucht aus der Arbeit weg ins

Wochenende verlagert wird, wie die Sehnsucht aber auch am Wochenende hängenbleibt im Gestrüpp der häßlichen Gehöften, die einer haben muß, wenn er außerhalb von Neu-Wagenhausen nicht sofort vertrampelt werden möchte.

1975

JAMES FENTON

Der Fall von Saigon

Mindestens ein Dutzend Bände Lyrik hat er publiziert. In Zeitschriften schreibt er seit vielen Jahren nur mehr über Poesie, Malerei und bildende Kunst, was viele bedauern. James Fentons politische Reportagen aus Indochina und von den Philippinen sind einsame Monumente klassischer Strenge.

MANCHE WERDEN REICH durch das Unglück anderer, und darunter anscheinend auch ich. An diesem Tag war ich amtierender Korrespondent der »Washington Post« geworden. Ich war die »Washington Post«. Die Schlüssel warteten im Büro, zusammen mit einem bezaubernden Abschiedsbrief der Belegschaft. Es gab einen netten jungen vietnamesischen Sekretär, der mir zeigte, wie man die Schublade mit der Portokasse öffnete. Das Büro war gut ausgestattet. Ich hätte ganz dort einziehen können. Hübsches Badezimmer, massenhaft Bücher, Kühlschrank, und in dem Kühlschrank eine Flasche polnischer Wodka. Ich machte mich an die Arbeit; ich nahm an, die Evakuierung hatte begonnen, denn es war ein ziemlich reger Hubschrauberbetrieb über der Stadt zu hören. Ich hatte mir vorgestellt, daß es genauso schnell gehen würde wie in Phnom Penh. Doch da sollte ich mich täuschen. Wenig später kam ein Anruf vom bisherigen Korrespondenten, David Greenway. Er war in der amerikanischen Botschaft. Sie saßen fest. Bis jetzt war niemand gekommen, und die Angestellten hatten Angst, daß sie beschossen würden. Und ob ich den Autoschlüssel wolle? Sie hätten den Volkswagen am Tor abgestellt.

Ich machte mich auf den Weg zur Botschaft. Die Menschenmenge vor dem Gebäude war größer geworden, hatte aber noch nicht die bedrohlichen Ausmaße angenommen, die sie später am Tag bekommen sollte. Es waren zwielichtige Ko-

reaner, ein paar gestrandete Amerikaner und Hunderte von Vietnamesen, die umherstanden und warteten, oder sie redeten auf die Marines ein, die am Tor Wache hielten. Offiziere der südvietnamesischen Armee in Zivil traten vor, zeigten einen Besucherausweis und sagten: »Entschuldigung, ich bin ein guter Freund von Mr. So-und-so. Können Sie mich nicht hereinlassen?« Greenway erschien an einem der Turmfenster und warf den Autoschlüssel der »Washington Post« herunter. Er sah aus wie jemand, der damit rechnet, daß ihm im nächsten Moment die Granaten um die Ohren fliegen, der aber viel zu wohlgezogen ist, um ein Wort dazu zu sagen. Als ich zu dem Wagen kam, ging mir auf, daß ich nicht wußte, wie man ihn startete. Das war immer schwierig gewesen, und ich hatte ihn nie vorher gefahren. Genauer gesagt, fiel mir jetzt erst wieder ein, hatte ich nie Auto fahren gelernt. Ich mühte mich mit dem Anlasser und wurde nervös, weil ich so nahe an der Botschaft war. Man hörte Gewehrschüsse in der Nähe, und manchmal schoß die Polizei in die Luft, wenn einer der Wartenden zu vorlaut wurde. Ich beschloß den Wagen stehenzulassen.

Es dauerte nicht lange und die großen Helikopter erschienen am Himmel, die »Grünen Giganten«, und es war erschreckend, wie die ganze Stadt sich mit ihrem Eintreffen veränderte. Nun gab es keinen Zweifel mehr, daß die Evakuierung begonnen hatte, und es rasch hinter sich zu bringen war an-